

# Was für einen Preis diese Autoren gezahlt haben

Muslimische Staaten haben alle dasselbe Feindbild: Meinungsfreiheit. Eine Chronik der Fatwas, Attentate und Morde.

Von Najem Wali



Salman Rushdie auf dem Foto der Erstausgabe seines Romans „Die Satanischen Verse“ von 1988

Foto The Viking Press

Depremierend nennt der Literaturnobelpreisträger Orhan Pamuk die Situation, in der sich Literaten und Verfechter der Meinungsfreiheit heute befinden. In der Tat, Pamuks Einschätzung, die man in einem Artikel über das Attentat auf Salman Rushdie in „Le Point“ nachlesen kann, ist zutreffend. Zählt man die Angriffe auf Schriftsteller, Künstler und Journalisten, wird man sprachlos. Wer dachte, der Raum für das freie Wort werde größer, hat sich getäuscht. Das Gegenteil ist der Fall. Die Meinungsfreiheit schrumpft. Tabubrechende Werke, die sich kritisch mit Religion oder Despoten auseinandergesetzt haben und bis vor zwei Jahrzehnten gedruckt werden konnten, würden heute kaum mehr einen Verlag oder eine Plattform finden. Und so lange Fatwas und Hassprediger herumgeistern, wird die Lage immer bedrohlicher. Denn es gibt immer Fanatiker, die bereit sind, die Todesdrohungen in Taten umzusetzen.

Es herrscht Krieg zwischen Geist und Glauben. Religion und Politik brauchen Überzeugung, die Literatur aber lebt vom Zweifel. Leider wollen viele Menschen dem Zweifel keinen Raum lassen. Betrachtet man die Zahl der Opfer von Fatwas, stellt man fest, wie gefährlich es für diejenigen ist und war, die Meinungs- und Kunstfreiheit verteidigen. Schon viele bezahlten mit ihrem Leben dafür.

Ganz oben auf dieser Liste steht der ägyptische Publizist und politische Aktivist Farag Fouda. Schon am 23. März 1988, nach der Veröffentlichung eines religionskritischen Artikels in der liberalen Zeitung „al-Ahali“, bekam er Ärger mit islamischen Fundamentalisten. Der Scheich der Azhar in Kairo, der höchsten religiösen Autorität in Ägypten, zeigte Fouda bei der Staatssicherheitsbehörde an, weil er die Gefährten des Propheten beleidigt habe. Fouda wurde zwar freigesprochen, doch die Mächtigen der Azhar wollten nicht aufgeben.

Am 3. Juni 1992, fast drei Jahre nach Khomeinis Fatwa gegen Salman Rushdie, veröffentlichte die ägyptisch-islamische Zeitung „al-Nur“ eine Erklärung, die den damaligen Präsidenten Husni Mubarak dazu aufforderte, die von Fouda gegründete Mustaqbal-Partei zu verbieten. Die Begründung: Fouda sei ein *kafir* (ein Abtrünniger). Unterzeichnet war diese Forderung von zwölf Gelehrten der Azhar und weiteren zwölf Dozenten der ihr zugehörigen Universität Kairo. Dass die Zeitung zu diesem Zeitpunkt einen Rechtsstreit mit dem Schriftsteller zu verlieren drohte, den sie beschuldigt hatte, pornographische Filme gezeigt und Sexpartys bei der Vereinigung der arabischen Frauensolidarität organisiert zu haben, erfuhr die Öffentlichkeit nicht. Vier Tage später, am 7. Juni 1992, wenige Tage vor dem muslimischen Opferfest, lauerten zwei junge Männer, Ashraf Saeed Ibrahim und Abdel Shafi Ahmed Ramadan von der islamischen Gruppe al-Dschama'a al-islamiyya, die dafür bekannt war, Anschläge gegen europäische Urlauber zu verüben, Fouda auf einem Motorrad vor der ägyptischen „Vereinigung für Aufklärung“ auf, wo sein Büro war. Um halb sechs Uhr abends, als er mit seinem Sohn und einem Freund das Büro verließ, feuerte Abdel Shafi Ramadan mit einem Maschinengewehr auf Fouda und verletzte ihn so schwer, dass der Schriftsteller noch am gleichen Abend im Krankenhaus starb.

Während seines Verhört erklärte der Attentäter, dass er Fouda wegen einer Fatwa von Omar Abdel-Rahman, dem Großmufti der islamischen Gruppe al-

Dschama'a al-islamiyya, aus dem Jahr 1986 getötet habe. Als er gefragt wurde, welches von Foudas Büchern er kenne, antwortete Ramadan, er wisse nur, dass der Autor ein Abtrünniger sei; er selbst könne weder lesen noch schreiben. Gefragt, warum er den Mord unmittelbar vor dem Opferfest begangen habe, antwortete Ramadan, dass er das Herz von Foudas Familie brennen sehen wollte.

Auch der ägyptische Literaturnobelpreisträger Nagib Mahfuz blieb nicht von Vorwürfen der Blasphemie und Gotteslästerung verschont. Am 14. Oktober 1994 wurde er von zwei jungen Männern unweit seines Hauses in Kairo auf offener Straße in den Hals gestochen. Zum Glück war das Messer stumpf. Mahfuz überlebte, aber wie bei Salman Rushdie wurde er schwer verletzt. Auch in seinem Fall hatten im Vorfeld die Gelehrten der Azhar und die Muslimbruderschaft den Weg für den Anschlag frei gemacht. Sie hatten es schon 1959 geschafft, den Vorabdruck von Kapiteln aus Mahfuz' Roman „Die

Kinder unseres Viertels“ in der Tageszeitung „al-Ahram“ und die Erscheinung des Buchs in Ägypten zu verhindern. Der Roman kam dann 1962 in Beirut heraus, blieb aber selbst noch nach dem Attentat auf Mahfuz bis 2016 in Ägypten auf dem Index. Als der Richter die beiden jungen Attentäter fragte, ob sie diesen Roman gelesen hätten, verneinten sie. Sie konnten weder schreiben noch lesen. Sie setzten nur die Fatwa der Azhar um.

Zwei weitere prominente ägyptische Fatwas galten den kritischen Publizisten Nasr Abu Zayd und Sayyid al-Qemany. Abu Zayd war ein ägyptischer Koran- und Literaturwissenschaftler, der Mitte der Neunzigerjahre in Ägypten öffentlich zum Abtrünnigen erklärt wurde, weil er in seinen Büchern eine neue Koranhermeneutik forderte, die die sozialen und politischen Verhältnisse in der Anfangszeit des Islams einbeziehen sollte. Vor Gericht wurde er dazu

verurteilt, sich scheiden zu lassen. Er floh ins Ausland. Sayyid al-Qemany, ein säkularer ägyptischer Publizist, befasste sich in seinen wissenschaftlichen Studien mit der islamischen Geschichte. Dafür wurde er als Abtrünniger oder „Söldner der islamfeindlichen Institutionen in der arabischen Welt“ und als „Posaune der Vereinigten Staaten“ beschimpft. Seine Forderung, die islamisch-religiösen Lehrpläne zu ändern, ähnelte zwar der Position der US-Regierung, aber al-Qemany hatte das schon Jahrzehnte vor den Amerikanern gefordert, die sich erst nach den Ereignissen vom 11. September 2001 dafür aussprachen.

In seinen Büchern hatte auch al-Qemany versucht, die Rolle der politischen Verhältnisse bei den religiösen Entscheidungsfindungen der frühislamischen Geschichte aufzuzeigen. Sein berühmtestes Buch ist „Der Gott unserer Zeit“ (1997), das damals von der Azhar beschlagnahmt wurde; al-Qemany musste sich einem Verhör über die Bedeutung

von „Apostasie“ bei der Obersten Staatsanwaltschaft unterziehen lassen. Von 2004 an erhielt er Morddrohungen von der ägyptischen Dschihad-Bewegung, und am 17. Juni 2005 schickte Al-Qaida aus dem Irak einen Todesdrohbrief an ihn, der auf der Website der Organisation veröffentlicht wurde. Darauf antwortete al-Qemany mit einem offenen Brief, in dem er erklärte, sich vom Schreiben zurückzuziehen. Bis zu seinem Tod am 6. Februar 2022 publizierte er nichts mehr.

Vier Ägypter also sind von einer lebensbedrohenden Fatwa getroffen worden. Drei haben ihr Leben retten können. Aber um welchen Preis?

Drei andere arabische Intellektuelle haben schrecklich für ihr freies Wort gegen ihre Gesellschaft bezahlt oder bezahlen immer noch dafür. Da ist Raif Badawi, der saudische Blogger, der 2012 verhaftet und im Jahr darauf wegen „Beleidigung des Islams“ zu zehn Jahren Haft, tausend Peitschenhieben, einer Geldstrafe von einer Million Riyal und einem zehnjährigen Ausreiseverbot nach Beendigung seiner Haftstrafe verurteilt wurde. Im Januar 2015 wurde er erstmals öffentlich ausgepeitscht. Am 11. März 2022 wurde er zwar aus der Haft entlassen, aber das Ausreiseverbot gilt weiterhin. Der zweite ist Jamal Khashoggi, jener saudische Journalist, der bei seinem Königshaus in Ugnade fiel und in der Türkei brutal ermordet wurde. Man kann nicht darüber schreiben, ohne eine Gänsehaut zu bekommen. Und natürlich Salman Rushdie. Das Attentat auf ihn vom 12. August zwingt uns zur Erinnerung daran, welche Grausamkeiten all diese Jahre vor unseren Augen und Ohren stattgefunden haben. Wie viele Attentate. Wie viele Verbrechen. Muslimische Gelehrte oder Staaten unterscheiden sich da um nichts, ob sie nun sunnitischer oder schiitischer Prägung seien. Bei der Verfolgung von Literaten, Künstlern und Verfechtern des freien Wortes haben sie alle denselben Feind im Auge: die Meinungsfreiheit.

Blasphemie, Gotteslästerung und Apostasie sind ihre liebsten Drohworte, um Mutige zum Schweigen zu bringen, aber in Wahrheit verfolgen sie damit rein politischen Ziele. Am 20. August 1988 endete nach unmenschlichen Verlusten auf beiden Seiten der Krieg zwischen Iran und dem Irak durch einen Waffenstillstand – genau dort, wo er acht Jahre zuvor begonnen hatte, ohne Sieger. Der Waffenstillstand war ein bitterer Schritt für Khomeini (F.A.Z. vom 22. August). Als dann die Massen in Pakistan gegen Rushdies Roman „Die Satanischen Verse“ marschierten und das Buch öffentlich verbrannten, fand Khomeini darin eine willkommene Ablenkung von der Tatsache, dass Iran auf den Knien lag und in der Welt isoliert war: die Fatwa vom 9. Juni 1989 gegen Rushdie. Wo liegt das eigentliche Verbrechen? Im freien Wort, das jemand ausspricht oder schreibt, oder darin, dass ein hoher Geistlicher seine gläubigen Anhänger dazu aufruft, diesen freien Geist im Namen der Religion zu töten?

Erstaunlicherweise hatte in all den Jahren seither niemand versucht, die Fatwa gegen Rushdie selbst zu vollstrecken. Es starben andere Menschen, die mit den „Satanischen Versen“ zu tun hatten, aber es gab kein Attentat auf den Schriftsteller. Rushdie lebte zuletzt in New York und fühlte sich nach eigenen Angaben nicht mehr bedroht. Ich glaube, wir alle dachten, diese Fatwa wäre passé.

Das war auch der Gedanke, der mich vor ein paar Jahren auf die Idee brachte, über die irakische Botschaft um einen

Termin beim iranischen Botschafter in Berlin zu bitten. Am 8. Mai 2018, einen Tag nach Aufkündigung des Atomvertrags mit Iran durch Präsident Trump, ging ich in die iranische Botschaft, einen aktuellen Roman Rushdies und zwei ausgedruckte Interviews mit ihm unter dem Arm. Ein Mann stellte sich mir als Botschafter vor und fragte höflich nach meinem Anliegen. Ich zog Rushdies „Das goldene Haus“ aus der Tasche und erzählte vom Inhalt dieses Romans, den man als Parabel auf das Weiße Haus in Washington und eine Stellungnahme gegen Donald Trump verstehen könne. Ein Schatten zog übers Gesicht des Gastgebers. Ich ließ aber nicht locker und erklärte ihm, dass die ganze Welt eine Reaktion Irans auf Trumps Aufkündigung des Vertrags erwarte. Es wäre doch genau richtig, so schlug ich ihm vor, wenn Iran als Antwort darauf die Fatwa gegen Salman Rushdie aufhobe. Die Fatwa an sich sei doch vergessen, phantasierte ich, selbst Rushdie nehme sie nicht mehr ernst und habe seine Leibwächter entlassen. Außerdem könnte Iran anschließend Rushdie und andere Schriftsteller wie David Grossman, Paul Auster und Margaret Atwood nach Iran einladen, um die dortigen Atomanlagen zu besichtigen. Die ganze Welt würde diese Handlung bejubeln, selbst wenn sie nicht einverstanden wäre mit dem politischen System in Iran.

Je länger ich redete, desto mehr verdüsterte sich das Gesicht meines Gegenübers. Das komme nicht infrage, ließ er mich wissen. Rushdie sei ein Mann, der ein ganzes Feld mit einem Streichholz in Brand gesteckt habe. Er habe Millionen von Muslimen beleidigt. Eine lange Predigt folgte, und ich fragte mich, ob ich wohl ohne Schaden aus der Botschaft herauskäme. Es gelang, aber mit blassem Gesicht.

War es naiv, so weit gegangen zu sein? War auch Rushdie naiv, als er dachte, die Fatwa wäre vergessen? Es sind 34 Jahre vergangen, die Generation von Khomeini liegt im Grab. Neue Generationen wurden geboren. Wer konnte vorhersehen, dass jemand aus einer solchen neuen Generation, geboren in den USA fünf Jahre nach der Fatwa und amerikanischer Staatsbürger, dass ausgerechnet ein solcher junger Mann, selbst wenn er aus einer vor dreißig Jahren in die Vereinigten Staaten emigrierten libanesischen Familie stammt, Rushdie töten wollte.

Die Attentäter von Fouda und Mahfuz kannten keine einzige Seite aus einem Buch ihrer Opfer; sie hatten in ihrem Leben überhaupt nicht gelesen. Rushdies Attentäter hat in den USA die Schule besucht und angeblich zwei Seiten aus den „Satanischen Versen“ gelesen.

Ja, depremierend ist die Lage, wie Pamuk schrieb. Er erzählte auch, dass einige seiner Freunde ihn vor einem Artikel über Rushdie gewarnt haben, obwohl er von Leibwächtern geschützt werde. Das ist in der Tat depremierend, und wie steht es dann erst um Literaten, die über Rushdie schreiben, ihm ihre Solidarität zeigen und keine Leibwächter haben? Muss man heute Leibwächter haben, um frei schreiben zu können und dabei vielleicht religiöse Gefühle zu verletzen? Das ist eine Frage, die jeder für sich beantworten muss. Salman Rushdie und alle, die nicht schreiben und oder sich selbst zensurieren, haben aber schon die richtige Antwort geliefert.

Najem Wali, geboren 1956 im irakischen Basra, ist Schriftsteller und lebt in Berlin. Zuletzt erschien sein Roman „Soad und das Militär“ (Seccession Verlag).

## FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

John Clare

### Lied

Ich wollt ich wär wo ich gern wär  
Mit meiner Lieb allein  
Doch wär ich sie, sie ich, nicht mehr  
Dann stünd's um die Liebe fein  
Möchte schicken was ich denke ihr  
So schnell Gedanke fliegt  
Doch wie der Wind wellt Wasser hier  
Wechselt der Spiegel und flieht.

Aus dem Englischen von Manfred Pfister

Rüdiger Görner

### Das prekäre Ich

Dichterische Sprache hielt er für etwas Grünes und immer Grünendes; die Pastorale galt ihm daher als die für das Dichten naturgegebene Form. Dichten verstand er als Gefühlsmittelung nach dem Motto: Wo Verse sind, blüht es, vergeht der Monat Mai nicht. Der Natur wollte er Lieder singen, der Tagelöhnersohn aus Northamptonshire, der in einer Welt von Analphabeten zum Dichter wird, sich zunächst als Kuhhirt, Erntearbeiter, Schankgehilfe und Hilfgärtner verdingt: John Clare (1793 bis 1864), der zu oft überschene Romantiker. Im Jahr 1820 kann er seinen ersten Band Gedichte in jenem Verlag veröffentlichten, der die Lyrik von John Keats und Lord Byron publiziert. Er lernt die Elite der englischen Romantiker kennen, die ihn etwas herablassend bemitleidet. Nach fünfzehn intensiven, entbehrungsreichen poetischen Schaffensjahren überkommen ihn Wahnvorstellungen; es bleibt ihm in seiner Zeit nur die Irrenanstalt.

Von den guten Geistern weiß er sich verlassen, nicht aber von seiner Sprachkunst, die schlicht wirkt, aber eindringlich bewegt. Sein räumlicher Radius blieb bescheiden; weiter als viermal nach London und in die Grafschaft Essex kam er nicht. Sein Umfeld werden die Anstalten um seinen Heimatort Helpston. Aber von diesem „Stein“ geht keine „Hilfe“ mehr aus. Er sieht sich selbst als einen in der Heimat heimatlos Gewordenen. Und im Northampton Asylum schreibt er 1841 auch dieses „Lied“.

Das ist kein „unschuldiges“, gar naives Naturgedicht mehr, das den von ihm so

geliebten Weiß- oder Schlehdorn preist. Auffallend komplex ist es. Er, der zuvor so satzzeichenbewusste Dichter, schreibt es ohne Komma und Punkt, was auch für die anderen Anstaltsgedichte zutrifft; aber eines dürfen auch sie noch: reimen, als wollte er an einem sprachklanglichen Zusammenhang noch festhalten.

Was für eine Konstruktion bereits in der ersten Zeile: zwei Konjunktive für eine Unmöglichkeit – so komplex wie die damalige Lebenslage des Dichters. Dieses lyrische Ich wusste sich in einer ebenso prekären Verfassung wie das des John Clare, der für den Rest seines teilweise unmnachteten Lebens, immerhin noch dreißig Jahre, nicht wahrhaben wollte, dass seine Liebe, Mary Joyce, gestorben war. Im Gedicht sollte sie weiterleben. Diese erste Zeile lautet nicht einfach: „Ich wollt ich wär dort ...“, sondern sie konstatiert oder konstruiert ein Wunschdenken, wobei dieses Ich scheinbar kaum noch ein und aus weiß.

Ein dreifaches „Ich“ in diesem ersten Vers. Noch im Irrealen will sich dieses Ich seines Selbst versichern. Es ist ein Anliegen, das zahlreiche von Clares spätere, im „Asyl“ entstandenen Gedichte prägt. Da heißt es etwa: „Ich spüre zu sein“, „ich weiß ich bin“ oder ernüchtert „Ich bin, doch was weiß niemand, kümmert keinen“. Diese Verse gleichen Übungen im Festigen von Ich-Gewissheit, die sich aber als vergeblich erweisen werden. Dieses Ich schwankt zwischen Sein und Nichts.

Doch dieses „Lied“ schlägt andere Töne an. Man führe sich seinen Anfang

wortwörtlich vor Augen: „Ich wünsche, ich wäre, wo ich sein würde“ – das Wünschen selbst ist real; denn es heißt nicht: „I wished“ – ich wünschte ... Nicht minder tückisch ist der zweite Vers: „Love“, das ist die Liebe selbst und die Geliebte; demnach kann diese Zeile auch bedeuten: mit der Liebe an sich allein zu sein, mit ihr zu „wohnen“ (*dwell*), aber auch, über sie zu brüten. Was sich aus diesem Brüten ergibt, wäre dann diese Empfindungssymmetrie: ich als sie und sie als ich. Das aber ist als ein „Lied“ gedacht, wohl gleichfalls in schwankender, unsicherer Tonart sich selbst zu „singen“.

So wichtig war Clare diese unwirkliche Möglichkeitskonstruktion, dass er sie gleich zweimal verwendete; auch ein längeres Gedicht, gleichfalls mit „Song“ betitelt, beginnt mit dieser Zeile. Und doch hält sich bei genauerem Lesen diese Selbst-Verwirrung in Grenzen, denn dieses Ich kennt sich nur zu gut. Es lebt in Optionen, die es nicht (mehr) hat. Es benennt auch das Ideal dieser Identität der Liebenden: Das Ich und die namenlose Geliebte betreiben Identitätstausch.

Manche Ausgaben von Clares Gedichten sehen keine strophische Zweiteilung vor. Aber dieser optische Bruch ergibt Sinn, weil die letzten vier Verse einen Wunsch in der Wirklichkeitsform vortragen. So irreal diese Hoffnung auch klingt, der Naturvergleich („wie der Wind wellt Wasser hier“) erbringt Realität. Ins Auge fällt das Widerspiel von „fliegen“ und „fliehen“. Man könnte geradezu von der Fliehkraft des Gedankens sprechen, der

hier der Toten übermittelt werden soll. Das ihr in der Möglichkeitsform Zuge dachte soll sie tatsächlich erreichen.

Unüberschaubar jedoch der Einschnitt, wörtlich übertragen: „Aber wie die Winde die Wasser aufwühlen / Wechselt die Spiegel und fliehen“. Was meint das? Dass wir uns nicht einmal im Spiegel der Natur verlässlich erkennen können. Dass die Natur womöglich die Chance zur Selbsterkenntnis zerstört. Und dass aus Gedankenflügen Fluchtbewegungen werden. Abstürze sind dabei nicht ausgeschlossen, sondern wahrscheinlicher als die Wirklichmachung einer lieb gewordenen Hoffnung.

John Clare: „A Language that is ever green“. Gedichte deutsch/englisch. Hrsg. aus dem Englischen und eingeleitet von Manfred Pfister. Verlag Das Kulturelle Gedächtnis Berlin 2021. 240 S., geb., 28,- €.



Mit dem Handy scannen:  
Eine Gedichtlesung von Thomas Huber und das Gedicht in seiner Originalsprache finden Sie unter [www.faz.net/anthologie](http://www.faz.net/anthologie).